

„Hier muß ich ein? Na, denn machen Sie mir wenigstens noch die Thür zu dieser Laube hier offen, und denn möchte ich gerne von Ihrer annehme polizeiliche Obhut entblößt werden.“

Der Schutzmann, der den Mann vorgeführt hatte, nahm von dessen Bemerkung keine Notiz, sondern übergab den Vorführungsbescheid dem Gerichtsdienner. Gleich darauf erschien der Gerichtshof, das Urteil in der verhandelten Sache wurde verurteilt und dann unterschrieb der Vorsitzende die Quittung über den Empfang des Borgeführten, der auf der Anklagebank Platz zu nehmen hatte.

Vorl.: Nun, Lehmann, da haben wir Sie ja. Es hat ein bißchen lange gedauert, aber gefunden haben wir Sie doch. Sie haben sechs Wochen Haft verbüßt und Ihre Strafe ist gerade jetzt zu Ende; da habe ich Sie gleich vorkühren lassen, damit Sie Ihr Konto begleichen können, denn sonst halten Sie sich doch wieder geborgen. — Der Angeklagte schien von dieser Maßregel nicht sehr erbaut zu sein. Er war ein Mann in den vierziger Jahren, welcher trotz der soeben durchgemachten sechsmonatigen mageren Zeit einen behäbigen Eindruck machte. „Human ist es nicht“, meinte er im verdrossenen Tone. „Wer soll denn bei so 'ne Behandlung noch Mann bleiben? Erst schnappe ich Knoch, indem ich uf 'ne kleine Beinadigung infolge die Zentner-Freier rechte, un sie sieben mit in un id muß allens flatt machen, un denn habe id der Malör, det mir Gener 'ne Kleingel'schenk un id muß wieder uf sechs Wochen nach die Kummeline (Kummelsburg) un nu wird die alle Jeschichte aus'n Februar noch uffewärmt, wo id mit die Trittlinge (Stiefel) doch bloß'n kleinen Fies machen wollte? Wie id sovat finde!“

Vorl.: Na, daß Sie bisweilen etwas spazig sind, wissen wir. Es ist aber besser für Sie, wenn die Geschichte gleich erledigt wird. Sie sehen ja auch noch keineswegs abgefallen aus. — Angekl.: Det is bloß'n bißten Kummersped.

Vorl.: Sie sind jetzt des versuchten Diebstahls beschuldigt und werden wohl eingekerkert? — Angekl.: Ach so, Herr Gerichtshof, Sie meinen, ob id die Stiefel mittlich stehlen wollte? Nach diese Hinrichtung betenne id mit vollstänbig unschuldia. Id wollte die Stiefel, die uf die öffentliche Straß standen, jewiffermaßen bloß in Untersuchungsbahit nehmen. — Vorl.: Ich sehe schon, mit Ihnen ist nichts anzufangen. Dann tragen Sie also mal den Sackbeutel kurz vor. — Det war also an den bewußten Sonntagmorgen in'n Februar. Det war noch sehr früh, der Dag fing soeben erst an, trüchlich zu wer'n. Id wollte nach Charlottenburg, wo id eine Stiefelkuffe zu wohnen habe. Als id so durch die Klopffstraße jeb, kriete id mit einem Male einen so merkwürbigen Anblick in' Dage, det mir meine Fieße baf stehen bleiben.

Kreuz-, Kringel- und Krummroßdenke id, welche Redensart id mit noch von meine Bäderzeit her anjehmt habe, wati s det? Is det ein Mensch? Is det ein Frier? Is det ein Mann oder eine Frier? Ober id det vielleicht halb und halb? Id schleiche mir langsam näher. Un da war et ein Mann, der entweder aus Dalldorf oder aus'n Firtusberg ausjebrochen sin mußte. Denten Sie Jhnen bloß mal an, Herr Gerichtshof, der Mann lief in den kleinen Vorjahren immer im Kreis herum, wo doch fufhöher Schnee lag. Aber er lief mit die nackigten Füße, die schon ganz roth waren. Gene Müße hatte er och nich uf, aber un den Kopp hatte er een didet wollenet Dack jehunden un da schwigte er man immer so taus, det et ordentlich dampfte. Mit wurde ordentlich unheimlich zu Muthe. Herr meines Lebens, denke id, dem Mann muß woll der Bandwurm zu Kopp jehiegen sind. Kalte Beene und einen krefften Kopp? Det muß doch jerade umjehert sind. Un da seh id denn mit einmal, det er seine Stiefel dicht bei' Fitter hinstellt hat. Die konnte een Stroß doch sehr leichte wegnehmen. Ich dachte, id wäre am besten, wenn id die Stiefel nach die Polizei brächte und Anzeije machte, det der Mann in Sicherheit jebracht würde. Id jehie die Stiefel denn och leise durch die Krallen un jehie damit los. Id bin aber kaum bis an die nächste Straßenecke, da höre id tapp, tapp, wat hinter mir un als id mit umfiele, is et mein Schneeläufer. „Her mit die Stiefel, Sie Spigbube!“ schreit er mir an. „Wai“, jage id, „Spigbube! Sie scheinen lange keine Gehirnerschütterung jehatt zu haben.“

Vorl.: Jetzt wollen wir der Geschichte nun ein Ende machen. Es war der Mann, der eine Kneippkur angewandt, um sich von einem Koppfleiden zu befreien. Er brachte Sie zur Wache. Aber einen Punkt wollen wir noch erörtern. Warum geben Sie auf der Wache nicht Ihren richtigen Namen an? — Angekl.: Det war een Versuchen von dem Schneeläufer, wie sein Name is. Schneider, jage er. Und wie heißen Sie? fragte er mir. Id heeße anders, jage id. So, meent er, Anders. Vorname? Willen, jage id. Wohnung? Lüderstraße. — Vorl.: Sie dachten nun wahrscheinlich, sofort entlassen zu werden, aber man behält

Sie dort, bis von dem betreffenden Revier der Bescheid kam, daß in dem betreffenden Hause kein Mann Namens Anders wohne. Dies steht ja nicht zur Anklage, dient aber zu Ihrer Charakteristik. — Angekl.: Mein Charakter ist nicht dicker als andere Leute ihrer.

Der Staatsanwalt beantragt gegen den Angeklagten wegen dieser ungebührlichen Redensart vor Gericht eine sofort zu verbühende Haftstrafe von 2 Tagen. Der Gerichtshof beschließt in diesem Sinne. Wegen des Diebstahls trifft den Angeklagten eine Gefängnisstrafe von 2 Wochen.

Die dankbare Klientin.

Vor einigen Jahren vertheidigte ein bekannter Wiener Advokat eine Köchin, die wegen Einbruchs in einen persperren Kasten zu vier Jahren schweren Arterts verurtheilt worden war, vorher aber sowohl als auch nachher ein vollständig unbescholtenes Leben führte. Das Mädchen, das sich in der Strafanstalt sehr brav auführte, wurde vorgeitig begnadigt und bekam sogar auf Empfehlung ihres einstigen Vertheidigers einen guten Posten. Dann hörte er viele Jahre nichts von seinem Schöpling. Eine Osterreise führte den Vertheidiger in die Gegend der Mitrofälle. Als er in einem dortigen Gasthause einkehrte, war er nicht wenig erstaunt, von der Klientin sofort mit „Herr Doktor“ angesprochen und in Bezug auf Bedienung mit Speise und Trank ganz besonders bevorzugt zu werden. Auch in den Preisen zeigte sich ganz beachtendes Engegenkommen, das sich der Herr Doktor nicht recht erklären konnte. Als er aufbrach, überreichte ihm die Kellnerin ein Päckchen mit guter Zehnerzehrung und fügte nur die treuherzigen Worte hinzu: „Das schickt die Frau Birthin und kosten thut's mir.“ Die Birthin war jedoch nicht zu sehen, und so mußte der Herr Doktor, ohne Dank gesagt zu haben, sein Geschenk mitnehmen. Bei einer Raft wurde das Päckchen geöffnet und da lag amischen appetitlichen Braten und Würften ein jartes Briefchen, in welchem die Birthin sich ihrem einstigen Vertheidiger als die unglückliche Köchin von damals zu erkennen gab. Das kleine Päckchen möge der Herr Doktor als ein Zeichen besonderer Erkenntlichkeit entgegennehmen. Das war aber auch das einzige Honorar, das der Herr Doktor von seiner einstigen Klientin, die er so warm vertheidigt hatte und die jetzt wohlbestallte Birthin ist, erhielt. ...

Erinnerung an Wilhelm.

Folgende Erinnerung an August Wilhelm wird der „Frankf. Zig.“ aus Wiesbaden mitgeteilt: Als der berühmte Geiger vor einigen Jahren in Wiesbaden weilte, wohnte er in einem Hotel, das ein früherer Schülerkamerad von ihm bewirtschaftete. Der letztere — nennen wir ihn Jädel — war zwar einer ganzen körperlichen und geistigen Anlage nach durchaus amüßlich veranlagt, indeß von dem großen Violinisten hatte er — schon als guter Wiesbadener — einige Kenntniss. Wir Freunde Wilhelm's sahen eines Nachmittags im Hotel-Restaurant mit ihm zusammen, um von dem wieder nach London zurückkehrenden Künstler Abschied zu nehmen. Wilhelm erzählte mit dem ihm eigenen Fauber von allen Zeiten, von Berlioz, von Bayreuth, von Adeline Patti u. s. w. Da nähert sich der Hotelbesitzer und übergibt Wilhelm eigenhändig — er wollte sich wohl diese Ehre nicht nehmen lassen — die Zimmerrechnung; der Künstler besieht erst die Rechnung, dann den Ueberbringer mit seinen großen Augen. Der Hotelier wird ganz kleinlaut und sagt, un die störende Unterhaltung wieder in Gang zu bringen: „Herr Professor, Sie werden mit doch um Anderten ein Autogramm zurüchlassen.“ Wilhelm nimmt, ohne ein Wort zu jagen, die noch nicht quittirte Rechnung und jchreibt dort, wo der Name des Empfängers stehen sollte, mit ellenlangen Buchstaben: „August Wilhelm seinem lieben Philipp Jädel zur freundschaftlichen Erinnerung.“ — Daß der Künstler den Autographenjäger öfter in originaler Weise zu dienen pflegte, zeigt eine andere Mittheilung, die dem genannten Blatte von einem Leser in Frankfurt a. M. zugegangen ist: Es war anfangs der 90er Jahre. Einer meiner Freunde arbeitete damals intensiv an der Vergrößerung seiner Autographen-Sammlung und schrieb zu diesem Zwecke an alle bekannten Geistesgrößen Deutschlands, u. a. auch an August Wilhelm, der, wenn ich mich recht erinnere, damals in Blasewitz bei Dresden wohnte. Während mein Freund in der Regel sehr lange, häufig auch ganz vergeblich auf die Antwort warten mußte, erhielt er von Wilhelm postwendend Bescheid: dieser lautete: „Ich habe schon lange keine Frankfurter Würste mehr gegessen. August Wilhelm.“ Es bedarf wohl keiner Erwähnung, daß diesem liebenswürbigen Wirt mit dem Jaunpfahl alsbald Folge gegeben wurde.

Nicht abzuweilen.

„Gestatten Sie, mein Fräulein, daß ich mich Ihnen anschließe?“ „Ach bitte, mein Herr, ich bin verlobt, und außerdem kenne ich Sie ja gar nicht.“ „Sehen Sie, das trifft sich herrlich. Auch ich bin verlobt, und wenn zwei Verlobte miteinander spazieren gehen, kann Niemand dagegen etwas einwenden.“

Noch mehr kuriose Testamente.

Kuriose Testamentsbestimmungen waren häufiger in den alten Zeiten als heutzutage. So z. B. hinterließ Mr. John Dote, der im Jahre 1537 starb, eine Summe Geld für die Armen von Clavering, in der englischen Grafschaft Essex, mit der ihnen einmal jährlich zwei Häßer Häringe gekauft werden sollten. George Staverton, der hundert Jahre später starb, vermachte der Stadt Wokingham 6 Pf. St. jährlich mit der Bestimmung, daß man einen fetten Ochsen kaufe, ihn auf dem Markte zu Tode beuge und dann sein Fleisch für die Armen verkaufe. Die Ochsenjagd hörte erst im Jahre 1823 auf; aber noch heutgestages wird ein fetter Ochse einmal jährlich geschlachtet und sein Fleisch unter die Armen vertheilt. Der alte Herr wird sich aber im Grabe noch ärgern, daß man seinen Bullen nicht mehr beugt, denn er war ein Sportsman aus der alten Schule, aus den Tagen, wo „bull-baiting“ noch zu dem Sport des „alten England“ jählte. Ein ähnlicher gemüthlicher alter Rauz muß Herr John Knill, vor hundert Jahren Bürgermeister der Stadt St. Jves in Cornwall, gewesen sein, denn er hinterließ dieser Stadt eine beträchtliche Summe unter der Bedingung, daß die Zinsen unter zwei Wittwen, zehn junge Mädchen und einem Fiedler vertheilt würden. Diese ihrerseits müssen sich verpflichten, fiedelnd dreimal im Gänsemarsch um John Knill's Grabstätte herumzumarschiren, siebenmal rundum zu tanzen und sich dann an Ingwerwein und Kuchen zu erquiden. Wie im Laufe der Jahre der Werth des Bodens gesiegen ist, beweist folgender Fall. Ein Einwohner der englischen Stadt Wehnesbury vermachte ihr am Ende des 16. Jahrhunderts 200 Pf. St. und verfügte, daß aus den Zinsen jährlich je drei Manns- und drei Weibspersonen der Armen der Stadt mit Kleidern versehen würden. Das Vermächtniß wurde damals von den weitblickenden Stadtvätern in Land angelegt, und so kommt es, daß heutigen Tages das Kapital von \$1000 auf \$30,000 angewachsen ist, und die öffentlichen Verwalter (Charity Commissioners) 200 Frauen und 60 Männer für das ganze Jahr ausstatten können. Noch besser daran ist die englische Stadt Leighton Buzzard. Ein Bürger Namens Wilkes vermachte der Stadt eine so große Summe, daß von den Zinsen nicht weniger als zehn Armenhäuser unterhalten werden können. Zum Andenten an seine Hochherzigkeit werden jährlich einmal die Grenzen des von ihm hinterlassenen Eigentums von den Verwaltern des Vermächtnisses, in Begleitung des städtischen Ausrußers und einer Anzahl Jungen abgegangen. Zum Schluß wird das Testament vorgelesen, und während der Verlesung muß einer der Jungen auf dem Kopf stehen, denn so steht es im Testamente geschrieben: „Aus neuer Zeit ist das Testament eines Herrn Wilkes zu erwähnen, der, von Australien zurückgekehrt, sich einsam und allein in arm, wie man annahm, in einer kleinen Hütte zu Portabown in Irland abschloß. Als die Nachbarn einige Tage den Alten nicht zu Gesicht bekommen, wurde die Polizei benachrichtigt, die die Thür erbrach und Wilkes tot vorfand. Aber sie entdeckte auch ein Testament, worin er der Stadt \$50,000 vermachte, die zur Einrichtung von öffentlichen Anlagen usw. verwendet werden sollten, worin das Volk die frische Luft und Gottes Sonnenschein genießen könnte. Trotz seines abgeschlossenen Lebens muß der alte Sonderling doch ehemals kein Verächter eines guten Essens und eines ebenso guten Tröpfens gewesen sein, denn er bestimmte weiter, daß alle fünf Jahre die Herren Stadtväter einen auf seine Kosten ein opulentes Mahl einnehmen sollten, dessen Kosten er auf \$5 für jeden festlegte. — Herr Joseph Gibson, der jüngst zu Sleasford verstarb, war seines Zeichens Kohlenhändler und hatte es in dem Gewerbe zu etwas gebracht. Er war stolz auf seine von dem Kohlenstaube angefüllten Wagen und traf demnach in seinem Testamente die Bestimmung, daß nach seinem Tode der schwärzeste aller seiner Kohlenwagen ihn im Sarge auf den Friedhof jachffe. So ist es auch geschehen; und infolge dieser eigenartigen Klausel ging fast die ganze Stadt hinter dem Kohlenwagen her, denn man wollte doch „dabei-gewesen“ sein. Ein Sarg auf einem Kohlenwagen — das ist ja kein alltägliches Ereigniß! — Sich mit Geld von einem Fluche loszulösen, ist auch nichts Alltägliches, besonders im 20. Jahrhundert. Dazu mußte sich aber ein junger Mann verhalten, ehe er die Erbschaft seines Onkels antreten konnte. Er schuldete seiner Hauswirthin die Summe von \$30 für Kost und Wohnung, und da er nicht bezahlen konnte, fiel die Dame, eine Zeländerin, auf die Arnie und verfluchte ihren Miether bis zum dritten Geschlechte. Das war dem Onkel bekannt und er vermachte ihm sein Geld unter der Bedingung, daß er der Dame die Schuld mit Zinseszinsen abtrage und sich des Fluches entlasse. Die Fräulein war so gütig, das nach geleisteter Zahlung schriftlich zu besorgen.

Zum Schluß sei noch die Geschichte

von dem Schmierläse erwähnt. Eine Dame hatte ein Mädchen an Kindesstatt angenommen und ihm versprochen, ihm ihr Vermögen von annähernd \$6125 zu hinterlassen; dafür mußte das Mädchen aber, so lange die alte Dame lebe, bei ihr wohnen bleiben. Das Mädchen aber heirathete, und die Pflegemutter, um sich zu entschädigen für die Unbill, enterbte die Tochter und hinterließ ihr 12 Cents zum Ankaufe von — Schmierläse.

Das „Heldenmädchen von Lüneburg“.

Am 26. April fand in Berlin die Weihe eines Gedenksteines auf dem Sophien-Rirchhofe statt, der einer edlen, tapferen Frau errichtet wurde. Das Grabmal besteht aus einem 2.70 Meter hohen Stein von schwedischem Granit, an dessen Vorderseite sich das von einem eisernen Kreuz überragte Bronze-Reliefbild der Entschlafenen befindet. Die Inschrift lautet: „Hier ruht das Heldenmädchen von Lüneburg“ Johanna Stegen, verehelichte Hinderlin, geb. 11. Januar 1793 in Lüneburg, gest. 12. Januar 1842 in Berlin.“ Johanna Stegen trug im Gefecht bei Lüneburg am 2. April 1813 den 150 Kugeln und freiwilligen Jägern des 1. Pomm. Infanterie-Regiments am Neuen Thore Patronen zu. Diese im heiligsten feindlichen Feuer ausgeführte Heldenthat ermöglichte den Truppen das Ausweichen in der schwer bedrängten Stellung und verhalf ihnen zum Siege. An Johanna's Seite ruht ihr Gatte Wilhelm Hinderlin, Oberjäger im Reich'schen Jägerbataillon, später Feldwebel im 27. Infanterie-Regiment, danach Oberdruder im Kriegsmünisterium, geboren am 25. September 1792 in Berlin, gestorben am 31. Januar 1863 zu Berlin. Das Denkmal ist vom Bildhauer Moritz Wolf geschaffen und bildet eine Hilde des Kirchhofes. Die That dieser Braven ließ die Verbündeten den ersten Sieg auf deutschem Boden erringen. 80 Offiziere, 2500 Mann, 12 Kanonen und drei Fahnen wurden von den Truppen erbeutet, Morand, der französische Führer, wurde in diesem Treffen tödtlich verwundet. Nach der Wiederbesetzung Lüneburgs durch die Franzosen mußte Johanna Stegen fliehen, sie konnte erst in ihre Heimath zurückkehren, als Lettenborn die Stadt wiederum genommen hatte. Der russische General ehrte die tapfere Jüngfrau dadurch, daß er sie zur Tafel lud. Um sie bei der Rückkehr der Franzosen keinen weiteren Gefahren auszuweisen, sandte der Kommandeur des Jägerbataillons, das hauptsächlich aus Berliner Freiwilligen bestand, die wadere Wittkämpferin zu seiner Gattin nach Berlin. Im Hause der Frau von Reich blieb sie bis zum Jahre 1817; hier fand auch die Trauung mit Wilhelm Hinderlin statt, bei welcher Turnoater Jahn, MajorReche und der Geheimen Staatsrath von Stagemann Trauzeugen waren. Drei Kinder entsprossen der Ehe. Außer vielen anderen Ehrungen wurde der Feldin im Jahre 1815 für ihre müßige That ein kleines Eisernes Kreuz verliehen, das an den Eden durch silberne Heldenblätter verziert war und um den Hals getragen wurde. Friedrich Rüderit besaß u. a. die That Johanna's mit den Worten:

Erinnerungen an 1870-71.

In Dresden ist vor Kurzem in hohem Alter der preußische Oberst a. D. Karl Friedrich Michaelis gestorben. An ihn knüpft sich eine bemerkenswerthe Erinnerung aus dem großen Kriege gegen die Franzosen. Michaelis war 1870 Chef der 1. leichten Batterie des Nieder-schlesischen Feldartillerie-Regiments No. 5, jetzt 3. Batterie des Posen'schen Feldartillerie-Regiments No. 20, und hat mit seiner Batterie am 4. August den ersten Schuß aus preußischen Kanonen auf feindlichem Boden abgegeben. Eine Gedenktafel am Gulleuthofe bei Altenstadt, in der Nähe von Weihenburg, bezeugt das. Die Batterie Michaelis' hatte den Befehl, den Sturm auf Schloß Gaisberg zu unterstützen. Das Gescheh mit solchem Erfolge — schon der zweite Schuß war ein Treffer, dem sich Treffer auf Treffer anschloß —, daß nach der Beendigung des Kampfes der Kronprinz von Preußen, der Führer der dritten Armee, bei der Batterie erschien, sich vom Hauptmann Michaelis die wählenden des Tages innegehabten Stellen angeben ließ und dann fragte: „Wissen Sie auch, was Sie und Ihre Leute angerichtet haben?“ — „Sie haben gut gezielt und getroffen, Königliche Hoheit!“ — „Sie haben so gut getroffen“, erwiderte er dem Hochbeglückten, „daß die erste aufstehende Mitrailleusenbatterie der Franzosen total kampfunfähig geworden und abgesehen ist — und General Douay haben Sie tödtlich verwundet! Lassen Sie Ihre Leute Hurra rufen!“ Man kann sich vorstellen, wie dieses Hurra ausgefallen sein mag. Anton v. Werner hat den vorstehenden geschichtlichen Akt durch das bekannte Gemälde verewigt. Als Hauptmann Michaelis bei dem Ausfall aus Fort Meubon vor Paris am 19. September, nicht unethisch verwundet, in das Laga-



„Donnerwetter, Herr Wirth, ich habe schon vor einer Stunde bestellt, und jetzt kriegt der Fremde, der vor fünf Minuten gekommen ist, seine Rehteile noch eher, als ich meinen Gajenbraten!“

Der Arzt erstickt.

Der Krautpflöck kommt in d' Stadt und läßt si von an Dokta untersuch'n, weil's eahn auf da Brust gar so druckt, und natürlig geht er, wia er's gewohnt is, mit'n Hut am Kopf ins Zimmer eini, wia er g'ruken wird. Nehmen Sie doch den Hut ab, meint der Arzt zum Krautpflöck, wia er ihm der ganz ruhig sagt: „A mozia denn, am Kopf fehlt ma ja nir!“

Ueber einen erdächtlichen Zwischenfall.

Bei einer Trauung wird aus der Provinz Sachsen berichtet: Die Trauung sollte beginnen, als der Kirchdiener darauf aufmerksam machte, daß das Riffen, auf dem das junge Paar zu knien hat, fehle, da man den Schlüssel zu dem Raffen, in dem jenes Traupfaffen aufbewahrt wird, nicht gefunden hatte. Der Pastor läßt die Lehrersfrau bitten, doch einstweilen ein anderes Riffen zu leihen. Das geschieht. Die Zeremonie beginnt, der Pastor tritt vor den Altar und schaut in die auffällig vergnügten Gesichter des jungen Paares und der Gäste, die ihre Heiterkeit mühsam unterdrücken. Als sein Blick auf das Riffen fällt, huscht auch über sein erstes Gesicht ein Lächeln, denn auf dem Riffen steht mit zierlichen Buchstaben gestift: „Nur ein Viertelstündchen!“

Ueber einen erdächtlichen Zwischenfall.

Der landläufige Wechsel ist der Gesinnungswechsel. Den edlen Streiter siegenwohnt, Erkennt an dem man — was er schont. Eine Ausnahme macht auch der beste Menschentener — sich selbst. Es gibt Leute, die es als eine Grobheit auffassen, wenn man ihnen nicht huldtigt. Drei Dinge soll man kultiviren: Gute Bücher, gute Freunde und gute Laune. Je weniger wir selber thun, desto mehr Arbeit machen wir anderen.

Schredliches Wort.

Erste Freundin: „Bist Du wegen Deines Halsleidens schon zum Arzt gewesen, den ich Dir empfohlen habe?“ Zweite Freundin: „Geh' mir los mit diesem Arzt, das ist ja ein ganz gewöhnlicher rother Mensch!“ Erste Freundin: „Aber ich bitte Dich, wiefo denn?“ Zweite Freundin: „Sagt mir der Mensch, ich hätte Ra chen tatarrh.“

Beim Heirathsvermittler.

Wittwe (die sich wieder verheirathen möchte): „Kein, der Herr gefällt mir nicht. Er hat ja fast gar keine Haare mehr auf dem Kopf und außerdem schielt er, wie mir scheint!“ Heirathsvermittler: „Ja, Verehrteste, in der Preisliste sind sie nun einmal nicht anders!“

Die verstanten Telephon-Trähle.

Nichel (der zum ersten Mal in seinem Leben in der Stadt gewesen ist): „Giebt mer nor mit Gier Stadt! De Geiser sin ja alle mit Draht zusamm'gebunden, daß se nich einfallen!“

Der Schusterjunge.

Junge: „Meestern, wenn id Ihren Mund ansehe, da fallen mir immer die Berlin's Restaurants in.“ Meistern: „Wieso?“ Junge: „Da steht dran: „Tag und Nacht geöffnet.““

Bei der Trauung.

A.: „Der Bräutigam sieht ein wenig ernst aus. Da lob ich mir den Schwiegervater — was der für ein glückliches Gesicht macht!“ B.: „Ja, „geben“ ist seliger als „nehmen.““

Der anästliche Schusterjunge.

Meister: „Wat, Junge, Du willst de Wurschtstelle nicht mitessen?“ Junge: „Ree, Meester, det wäre 'ne Darmverfälschung, un die is' lebensjefährlich!“

Das Offizierkind.

„Ihr Kleiner heult ja in einemfort „bu-hu-hu“, hat ihm Jemand weh gethan?“ „Unfinn — der weint bloß, weil er „burrah“ noch nicht „raustriegt!“

Ein kleiner Schläuberger.

Mutter: „Schämst Du Dich nicht, so lange zu schlafen, Hans?“ Schläuberger: „Ach, Mama, ich hatte im Traum meine Müße verloren und die habe ich so lange gesucht!“

Robornisirt.

Du hast Diamanten und Perlen, hast alles, was Menschen Begehrt, Du hast ein Herz voller Liebe, Mein Liebchen hast du — nich t n o ch mehr?

Aus der Rolle gefallen.

Anlässlich der Hochzeit eines jungen Mannes mit einer ebenso päplichen als reichen Kokette sollte ein Bodfischchen das neuvermählte Paar mit einem von einem Freunde der Familie verfassten Gedichte beglücken. Bei der Stelle: „Gerichtet sind die Wäde rings auf Euch, die nun das Jawort sprachen, und alle... geräth es ins Stoden. Nach peinlichen Momenten verfallt es in seiner Hergensangst in ein jüngst erlerntes Schiller'sches Gedicht und fährt dann fort: „... und a lle seh'n verwundert bald den Ritter an und bald den Drachen.“

Größere Gefahr.

Baumeister: „Sie sollten doch lieber einen zweiten Ausgang in Ihrem Restaurant anbringen lassen für den Fall, daß es einmal brennt!“ Wirth: „Nir da! Brennen thut's so leicht nel, aber du r ch b e n e n t hat sich's leicht, wenn zwei Ausgänge da sind!“

Gehörter Fleiß.

„Da ist wieder Jemand an meinem Schreibtisch gewesen — immer getade, wenn ich arbeite will!“ „Was heißt Dir denn, Wännchen?“ „Feder, Papier?“ „Wo — der Kortzieher!“

Verlie und Prosa.

Fräulein (an der Gastfaste): „Ach, wenn ich wenigstens ein Stück der schönen Schweiz sehen könnte.“ Herr (ihm ein Stück Schweizerkäse ausliebend): „Hier, bitte!“